

Detlef Lienau, Benedict Schubert  
Predigttext: Lukas 9, 57-62

---

## Heimatlosigkeit wählen

*57 Und als sie so ihres Weges zogen, sagte einer zu ihm: Ich will dir folgen, wohin du auch gehst. 58 Jesus sagte zu ihm: Die Füchse haben Höhlen, und die Vögel des Himmels haben Nester, der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann.*

*59 Zu einem anderen sagte er: Folge mir! Der aber sagte: Herr, erlaube mir, zuerst nach Hause zu gehen und meinen Vater zu begraben. 60 Er aber sagte zu ihm: Lass die Toten ihre Toten begraben. Du aber geh und verkündige das Reich Gottes.*

*61 Wieder ein anderer sagte: Ich will dir folgen, Herr; zuerst aber erlaube mir, Abschied zu nehmen von denen, die zu meiner Familie gehören.*

*62 Jesus aber sagte zu ihm: Niemand, der die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, taugt für das Reich Gottes.*

LUKAS 9

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

**BS:** meine unmittelbare Reaktion bei diesem Text ist der Wunsch, mich irgendwie wegzuducken, auszuweichen. Ihr kennt mich und wisst: Ich bin lieber freundlich und verbindlich als angriffig und polarisierend; dementsprechend schätze ich es, wenn andere das auch sind. Das Bild von Jesus, das ich in mir trage, ist eigentlich auch das eines freundlichen Menschen. Ich kenne ihn und rede von ihm als von einem, der aufmerksam zuhört, sensibel wahrnimmt, wie es den Menschen geht, sie aufrichtet und zurechtbringt, sie heilt und in die Freiheit führt.

Natürlich will ich Jesus nicht als den kitschigen, rehägigen, sanftlockigen Jüngling sehen, als der er früher auf Sonntagschulbildlein dargestellt wurde und heute da und dort noch in Verfilmungen. Trotzdem liegt mir dieser schroffe Text nicht. Er ist störend hart. Er irritiert in hohem Mass, er lässt mich nicht in Ruhe.

Das tut er schon eine gute Weile. Zum ersten Mal provozierte er mich bewusst, als ich in jenem Alter war, in dem sich mir die Frage stellte, ob und

wie der Glaube, in dem ich in meiner Familie aufgewachsen war, auch mein eigener sei. Seither taucht er immer wieder auf, und ich werde nicht fertig damit. Seit ich nun Pfarrer bin und den Aufgaben nachkomme, die in unserer traditionellen Kirchlichkeit von mir erwartet werden, stosse ich mich – das wird Euch nicht überraschen – besonders an der zweiten der drei Konfrontationen, die der Evangelist uns in diesem knappen Abschnitt zumutet.

Ich bin in den vergangenen Tagen ziemlich oft auf dem Hörnli gewesen. Ich habe Angehörige begleitet, die von ihrem vertrauten Partner, ihrer Mutter, ihrem Vater, ihrer Tante Abschied nehmen mussten. In einem Fall war das besonders traurig, weil der Verstorbene mit erst 44 Jahren an einem Herzversagen einen „bösen, schnellen Tod“ starb, wie es im Morgenlied heisst. Doch auch die beiden Frauen, die noch je ihren 100. Geburtstag hatten feiern können, wollten und sollten mit dem nötigen Respekt verabschiedet werden. Die Angehörigen, die Trauergemeinde und ich selbst wollten ihnen die letzte Ehre erweisen. Ich bin überzeugt, dass wir als Kirche, dass ich als Pfarrer, hier einen wichtigen Dienst tun und Menschen in einer emotional anspruchsvollen Situation hilfreich begleiten kann. Und ich erlebe, dass ich das Evangelium in diesen Momenten tatsächlich als Gute Nachricht verkündigen kann.

Wie käme ich dazu, einem Sohn, der seinen Vater verloren hat, die Trauerfeier als morbide Angelegenheit zu verbieten? Oder sollte ich eher fragen: Kann ich mir eine Situation vorstellen, in der eine anständige Trauerfeier und die Verkündigung des Evangeliums als einander ausschliessende Alternativen zu sehen sind und die Entscheidung für das eine oder das andere ansteht? Was meinst Du, Detlef?

**DL:** Du kommst mit einer Frage, mit der ich überhaupt nicht gerechnet habe. Jesus sagt: „Lass die Toten ihre Toten begraben; du aber geh hin und verkündige das Reich Gottes“ heisst es. Die Alternative ist nicht „Trauerfeier oder Evangelium“, sondern „Tote begraben oder Evangelium“. Tote begraben, also das Leben eines Menschen zu Ende zu bringen, das wäre wirklich zu wenig. Das wäre nur rückwärtsgewandt. Aber eine christliche Trauerfeier ist das Gegenteil. Sie schaut nach vorn. Sie sieht vor sich das Reich Gottes. Anders als einer, der „die Hand an den Pflug legt und sieht zurück“, und nicht sieht, wohin sein Weg geht. Es ist eine Frage der Perspektive. Schaue ich zurück und bin traurig, dass es vorbei ist? Oder schaue ich bei der Trauerfeier voraus, wo es hingehet, was kommt? Das macht das Vergangene nicht wertlos, aber es zeigt, wie es weitergeht.

Columban hat einmal gesagt: „Das Ende der Strasse ist unsere wahre Heimat. Lasst uns nicht die Strasse mehr lieben als das Land zu dem sie führt.“ Das macht ja nicht die Strasse schlecht. Aber eine Strasse ist ja kein Selbstzweck. Eine Strasse hat den Sinn, dass sie zu einem Ziel führt. Dass sie nicht irgendwo abbricht. Dass sie nicht in die Irre geht oder im Kreis. Eine Strasse lebt vom Vertrauen in die Zukunft: Unterwegs sein heisst, in die Zukunft mehr Vertrauen zu haben als in die Gegenwart. Man lebt in der Hoffnung, voller sehnsüchtiger Erwartung.

Und dennoch kann ich Deinen ersten Eindruck gut mitfühlen. Der Text ist rücksichtslos. Nicht zurückschauen, keine Rücksicht auf zwischenmenschliche Verpflichtungen, sich zu verabschieden. Jesus verbietet, das Alte abzuschliessen. Er fordert sofort die totale Aufmerksamkeit für seine Sache. Er will, dass seine Jünger ganz bei der Sache sind. Egal, was gewesen ist. Egal, wo ich gerade stehe. Das finde ich rücksichtslos.

Und er betont, dass er dafür erst einmal nichts bietet. „Die Vögel haben Nester, aber wer mir nachfolgt, hat keinen Rast- und Ruheplatz mehr.“ Das erinnert mich an Abraham, von dem Gott auch fordert, er solle alles stehen und liegen lassen. Und was bekommt Abraham dafür? Ein Versprechen – mehr nicht. Und als Abraham seinen Sohn Isaak opfern soll, ist es noch weniger. Gott sagt ihm überhaupt nicht, was das soll, ob es überhaupt einen Zweck hat. Jesus fordert blindes Vertrauen. Alles, was er hat, soll Abraham aufgeben, er soll sich sogar bewusst davon trennen.

Das stört mich. Auch weil ich den Eindruck habe, Jesus und seine ersten Jünger hatten es leichter. Sie hatten noch nichts zu verlieren. Jesus hatte keine Kinder. Und er hatte noch keine Kirche. Er fängt gewissermassen bei Null an. Ohne eine über die Jahrhunderte gewachsene Kirche wie hier. Ohne eine Gemeinschaft, in der über Jahre Vertrauen gewachsen ist. Ohne einen Schatz an Traditionen, Liedern .... Wer bei Null anfängt, hat nichts zu verlieren. Da fällt es leicht, rücksichtslos nach vorn zu blicken. Da bleibt ihm fast nichts anders übrig als blindes Vertrauen in die Zukunft. Aber ist das fair, das auch von Anderen, von uns zu verlangen?

**BS:** Ich vermute, dass es schon damals nicht ganz fair war. Ich bezweifle, dass die Frau von Petrus oder die Kinder von Andreas begeistert darüber waren, dass die beiden ihre Netze liegen liessen, die Fischerei aufgaben, um einem Wanderprediger hinterher zu ziehen.

Doch die beiden hörten den Ruf und folgten. Nicht allen mutete Jesus indessen diese Radikalität zu. Es war entlastend für mich, als mir das klar

wurde. Die Jesusbewegung, so lernte ich, setzte sich zusammen aus der relativ kleinen Gruppe der „Wanderradikalen“ und der weit grösseren Gruppe derer, die jene unterstützten. Mindestens die zwölf Jünger gehörten zu denen, die Jesus im wörtlichen Sinn nachfolgten, dazu eine Reihe von Frauen – Lukas hat einige davon ein paar Verse früher namentlich erwähnt. Diese Wanderradikalen waren eine lebendige Provokation, ein Zeichen für das, was anders und neu werden sollte.

Andere gingen nicht auf diese konkrete Weise mit Jesus mit, sie folgten aber seinem Wort, nahmen es auf, nahmen es zu Herzen, setzten es um. Wir lesen von denen, die Jesus und die Seinen in ihre Häuser einladen, oder von anderen, die Jesus ausdrücklich nach Hause schickt. Sie sollen in ihrem Beruf, in ihrer Familie, in ihrem Dorf, in ihrer Gemeinde Gott und den Nächsten lieben und von dem berichten, was sie von Jesus gelernt, mit ihm erfahren, von ihm begriffen haben.

Ob wir es also in unserem Text mit drei Personen zu tun haben, die zu dieser zweiten Gruppe gehören, nun aber – aus was für Gründen auch immer – mit Jesus mitziehen wollen, aufbrechen ins Neue, aber dabei trotzdem nicht ausbrechen aus dem Gewohnten?

Damit will ich dem Text nicht seine Spitze brechen, denn obwohl ich das weiss, sticht er mich und stört mich. Er stellt mir eine beunruhigende Frage. Ich formuliere sie mit Deinem Stichwort der Rücksichtslosigkeit.

Ich bin überzeugt, dass es auch heute Menschen geben muss und gibt, die Jesus in unbedingter Radikalität nachfolgen. Sie sind für uns eine heilsame Provokation. Mich selbst zähle ich eher zu den anderen. Wir gehören zu dieser Gemeinschaft, die den Schatz der Traditionen wahrt, die eingebunden sind in Beziehungen, in denen wir Verantwortung haben und wahrnehmen. Wir müssen immer wieder Kompromisse machen, doch wir bemühen uns, in dem, was wir tun, dem Weg zu folgen, den Jesus weist.

Aber gibt es nicht auch in unserem guten, anständigen, freundlichen Leben Situationen und Momente, in denen Jesus von uns eine gewisse Rücksichtslosigkeit verlangt, wenn wir dem Ziel näher kommen wollen, das Du mit Columban unser „wahre Heimat“ nennst? Und was kann und soll ich tun, um diese Momente der notwendigen Rücksichtslosigkeit nicht zu verpassen?

**DL:** Ich möchte nicht sagen, wie man radikal sein soll. Das wird gesetzlich. Aber wer die Sehnsucht nach der Welt Gottes spürt, wird sich von selbst

aus dem Überkommenen lösen. Wichtig ist, diese Sehnsucht zu pflegen. Darum möchte ich erzählen, wie ich dieses Vorwärtstreben übe, die Ausrichtung auf das Kommende. Seit Jahren pilgere ich, allein und meistens als Leiter von Gruppen. Ich gehe mit leichtem Gepäck – ich übe, Ballast zurückzulassen. Was brauche ich wirklich, und was ist nett, aber nicht notwendig. Nur so bekomme ich meinen Rucksack auf weniger als 10kg.

Zu Hause bin ich sehr mit dem Bewältigen des Alltäglichen beschäftigt. Da schrumpft die Weite meines Horizonts. Ich verheddere mich im Klein-klein. Dann gehe ich wieder pilgern. Ich konzentriere mich. Ich lese keine Zeitung, rufe möglichst keine Mails ab und telefoniere nicht nach Hause. Ich bin ganz meiner Sache, dem Pilgern. Manche finden das rücksichtslos – du solltest schon zu Hause nachfragen, wie es Deiner Frau und Deinen Kindern geht. Ich denke: Nur wer sich – zumindest vorübergehend – aus dem Alten löst, ist frei für Neues.

Ausserdem reserviere ich keine Unterkunft, selbst wenn ich mit 20 älteren Teilnehmern unterwegs bin. Verantwortungslos? Ich würde sagen: Eine Übung im Vertrauen. Wir geben uns aus der Hand. Wir riskieren uns: Sind noch Betten frei? Und wenn nicht? Überlässt mir jemand seine Matratze, richtet der Herbergsvater mir eine Bleibe im Aufenthaltsraum – oder schlafe ich unbehaust im Freien?

Genau das ist ja die ursprüngliche Bedeutung von Pilger, peregrinus: Ein Fremder, Aus-Länder, Asylant, der ohne Schutz unterwegs ist und nichts sehnlicher wünscht, als endlich zu Hause zu sein. „Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir. Zu Dir hin hast Du, Gott, uns geschaffen.“ So sagt es vor mehr als eineinhalb Jahrtausenden Augustinus. Er sagt nicht, wir können uns entscheiden, so oder anders zu leben. Er sagt: Wir sind – ob wir wollen oder nicht – auswärts in dieser Welt. Wir können uns damit abfinden – oder lassen uns von der Sehnsucht nach unserer wahren Heimat rufen. Das ist eine schöne Unruhe, weil sie von Vorfreude getrieben ist.

Noch eins: Manchmal wird das Zurücklassen der alten zugunsten der kommenden Welt falsch verstanden. Ich glaube nicht, dass wir uns aus dieser Welt lösen sollen, sondern dass wir in dieser Welt so leben sollen, dass sie Gottes Reich wird. Nur so macht es Sinn, dass Gott als Mensch in diese Welt gekommen ist. Nicht auswandern aus dieser Welt, sondern unsere Welt von der Kommenden erfüllen lassen.

Nächstes Jahr feiert die Basler Mission Jubiläum, mit einem tollen Motto: 200 Jahre unverschämt viel Hoffnung. Die Missionare früher und heute verstehen, worum es Jesus geht. Sie bringen Gottes neue Welt zu den

Menschen. Als kleine Menschen haben sie grosse Dinge in die Welt gebracht. An Gottes Welt haben sie mitgebaut – mit unerschämter viel Hoffnung.